

**Julia Franck: „Streuselschnecke“ – Inhaltsangabe**

Die Kurzgeschichte „Streuselschnecke“ von Julia Franck handelt von einem Mädchen, das erst mit 14 Jahren seinen Vater kennen lernt und ihm nach drei Jahren einer distanzierten Beziehung erst während seiner tödlichen Krankheit näherkommt.

Die Ich-Erzählerin erhält in Berlin, wo sie bei Freunden lebt, einen Anruf eines Mannes, von dem der Leser erst ganz zum Schluss erfährt, dass es sich um ihren Vater handelt. Er ist ihr völlig fremd und auf seinen Vorschlag, einander zu treffen, reagiert das 14-jährige Mädchen zunächst sehr reserviert, willigt dann aber in die erste Begegnung ein. Nachdem die beiden in einem Café gesessen haben und zusammen ins Kino gegangen sind, macht er sie in einem Restaurant mit einigen seiner Freunde bekannt. Das Verhältnis bleibt zuerst reserviert, auch wenn es in den folgenden zwei Jahren weitere Treffen gibt, bei denen sie zum Beispiel den Vater, der Regisseur ist, bei der Arbeit besucht. Obwohl sie als Schülerin auf sich alleine gestellt lebt und sich mit Aushilfsarbeiten durchbringen muss, bietet ihr Vater ihr keine finanzielle Unterstützung an und sie wagt es auch nicht, ihn danach zu fragen. Dann teilt ihr Vater ihr mit, dass er unheilbar krank ist. Das Morphium, um das er sie bittet, um seine Schmerzen besser ertragen zu können, kann und will sie nicht besorgen. In der Endphase seiner Krankheit bringt sie ihm auf seinen Wunsch hin selbst gebackene Streuselschnecken ins Krankenhaus. Angesichts seines bevorstehenden Todes bedauert er, dass er nicht mehr Zeit mit ihr hat verbringen können. Nachdem der Vater der Ich-Erzählerin gestorben ist, kommt außer ihr nur ihre kleine Schwester zur Beerdigung, nicht aber ihre Mutter. Die Erzählerin vermutet, dass sie ihren Mann zu wenig gekannt und nicht geliebt habe.

Das Verhältnis der Ich-Erzählerin zu ihrem Vater ist sehr distanziert. Sie lernt den Mann, von dem der Leser zu diesem Zeitpunkt und fast bis zum Ende der Geschichte nicht weiß, dass es ihr Vater ist, erst mit 14 Jahren kennen. Dass sie ihn wiederholt als „Mann“ (Z. 5, 34) und ansonsten ausschließlich mit dem Personalpronomen „er“ bezeichnet, macht deutlich, dass sie zunächst wenig für ihn empfindet. Er hat für sie eine „fremde Stimme“ (Z. 4), was die Fremdheit zwischen beiden zum Ausdruck bringt. Beim ersten Treffen, zu dem sie mit „Unbehagen“ (Z. 11) geht, findet sie ihn allerdings nicht unsympathisch (vgl. Z. 15 f.). Für dieses Treffen hat sie sich vorher „geschminkt“ (Z. 13), was signalisiert, dass sie durchaus ein positives Bild hinterlassen möchte, ihrem Vater aber begegnet wie einem fremden Mann. Zwei Jahre lang trifft sie sich mit ihm, ohne dass sich eine wesentliche Annäherung ergibt. Weiterhin kennt sie „ihn kaum“ (Z. 27), sodass sie sich auch nicht traut, ihn „danach zu fragen“ (Z. 26), ob er sie finanziell unterstützen kann, denn die Schülerin muss sich ihren Lebensunterhalt mühsam erarbeiten. „[...] der Mann und ich waren uns noch immer etwas fremd“, stellt sie fest (Z. 34 f.). Eine Wende tritt ein, als ihr Vater ihr mitteilt, dass er unheilbar krank ist. Mit seiner ungewöhnlichen Bitte, ihm Morphium zu besorgen, setzt sich die Ich-Erzählerin zwar auseinander, sie geht ihr aber nicht konsequent nach. Allerdings kümmert sie sich zunehmend um den kranken Vater und versucht, seine Alltagswünsche zu erfüllen (vgl. Z. 48 f.). Am Ende wird erstmals menschliche Wärme zwischen den beiden angedeutet: Die Streuselschnecken, die er sich gewünscht hat, „waren noch warm, als ich sie ins Krankenhaus brachte“ (Z. 54 f.). Dass es sich bei dem stets nur „der Mann“ und „er“ Genannten um ihren Vater handelt, wird dem Leser erst in der letzten Textzeile bekannt; erst nach seiner Beerdigung nennt ihn die Ich-Erzählerin „meinen Vater“ (Z. 63 f.).

Genau darauf beruht die Spannung der Geschichte: dass der Leser die zentrale Information über den Mann – dass er der Vater der Ich-Erzählerin ist – erst ganz am Ende erhält. Außerdem gibt es den Leser irritierende Textsignale, die eine Liebesbeziehung oder sogar einen Liebesdienst andeuten: Die Ich-Erzählerin schminkt sich (vgl. Z. 13), die beiden gehen ins Kino und essen zusammen im Restaurant (vgl. Z. 15, 17) und sie fragt sich, „ob er mir Geld geben würde“ (Z. 23 f.). Auch das Verschweigen der Identität zeigt die Fremdheit zwischen beiden. Die Tochter nimmt ihren Vater als „Mann“, nicht als Vater wahr, weil er diese Rolle in ihrem Leben nie ausgefüllt hat.